
Xenophobie: wie "natürlich" ist die Fremdenangst?¹

GEORGIOS TSIKALOS

I

Kulturen und "Pseudospecies"

Der Aufbau von Beziehungen zwischen Menschen unterschiedlicher Kultur erweist sich in den letzten Jahren als schwieriges Unternehmen. Die Bemühung der Geschichte in diesem Zusammenhang wirkt mal als Zeuge für die prinzipielle Machbarkeit und mal als Zeuge für die generelle Unmöglichkeit stabiler interkultureller Beziehungen. Vor diesem Hintergrund neigen manche dazu, wie so oft, die auftretenden Schwierigkeiten "der Natur des Menschen" zuzuschreiben.

Balibar (1989:378) bemerkt diesbezüglich: "Nicht etwa die Konstitution der 'Rassen' bildet ihr Erklärungsziel, sondern die lebenswichtige Bedeutung, die die Abgeschlossenheit der Kulturen und Traditionen für die Akkumulation der individuellen Fähigkeiten hat, sowie die 'natürlichen' Grundlagen von Xenophobie und gesellschaftlicher Aggressivität".

Tatsächlich, es fehlen nicht die Versuche, Abgeschlossenheit der Kultur und Fremdenablehnung als Resultat einer biologischen Prädisposition, das heißt einer angeborenen Bereitschaft, darzustellen. Repräsentativ ist dafür folgende Formulierung von Eibl-Eibesfeldt (1989:391): "Dass gerade bei geselligen Tieren der fremde Artgenosse Flucht oder Angriff auslöst, also das agonistische Verhalten aktiviert, ist ein nahezu durchgehendes Prinzip im Tierreich. Dieses Verhalten bewirkt eine zwar nicht absolute, aber doch eine ziemliche Geschlossenheit der Gruppen, was Subspeziation und

¹ Dieser Aufsatz wurde zuerst unter dem Titel "Interkulturelle Beziehungen: steht ihnen die 'Natur' entgegen?" in: FOITZIK, A. et al.: "Ein Herrenvolk von Untertanen" DISS-Studien, Duisburg 1992, S. 35-56 erschienen. Hier wurden einige zusätzliche Bemerkungen als Fußnoten aufgenommen.

beim Menschen die kulturelle Pseudospeziation fördert. Gerade bei gruppenlebenden Primaten, die Pongiden und den Menschen inbegriffen, ist dieser Zug besonders ausgeprägt.”

Ähnliche Auffassungen sind oft in populärwissenschaftlichen Büchern und in Presseartikeln zu finden und, was bedeutender ist, sie liefern die Grundlage für eine Argumentation, die, wie von Balibar, als “neorassistisch” bezeichnet wird. Illustrativ ist folgender Auszug aus einem Aufsatz mit dem selbstredenden Titel “Politik: Die Fortsetzung der Biologie mit anderen Mitteln” in der rechtsradikalen “wissenschaftlichen” Zeitschrift “Neue Anthropologie”: “Die ganze Stammesgeschichte ist ja die Geschichte der genetischen Konkurrenz, und die kulturgeschichtlichen Entwicklungen stehen in ihrem Dienst. Zusammenfassend kann man sagen: Kulturelle Pseudospeziation (Als-ob-Artenbildung entsprechend der genetisch bedingten), Fremdenablehnung, kollektive Verteidigungsbereitschaft, aber auch die Bereitschaft zur Ausbeutung Fremder, ihrer Ressourcen, ihres Wissens und Könnens, ihrer Arbeitskraft, eventuell sogar ihrer weiblichen Fortpflanzungszellen in der Absicht, die eigene DNS zu vermehren, ohne dafür aufkommen zu müssen, sind die zur Sicherung, Erhaltung und Erweiterung der eigenen Ressourcen entwickelten biologischen Mechanismen” (Promp,1982:3).

Wichtig ist in den oben zitierten Auffassungen der Begriff “Pseudospeziation”, der im “Ethological Dictionary” von Heymer (1977:134) folgendermaßen umschrieben wird: “Die rasche, kulturell gesteuerte Evolution des Menschen birgt eine Gefahr. Kulturen bilden sich schnell und kapseln sich aufgrund ihrer besonderen Kulturmuster von anderen ab; und die verschiedenen Kulturen oder Nationen verhalten sich zueinander wie ‘biologische Arten’. Erikson (1966) bezeichnete sie deshalb auch als Pseudospecies”.

Wenn auch Pseudospeziation offensichtlich kein Begriff aus der Biologie ist, wird das damit beschriebene Phänomen von einigen Ethologen als Folge einer biologischen Voranpassung des Menschen betrachtet. Nach Neumann (1979:98), beispielsweise, “wurde herausgestellt, dass bei vielen wehrhaften Tierarten Gruppenaggressivität vorkommt. Auch beim Menschen dürfte es eine angeborene Disposition zu solcher Gruppenaggressivität geben. Diese ist genetisch vorprogrammiert und nicht erlernt. Als

auslösender Reiz zu dieser Form der Aggressivität dient die vermutete Bedrohung der Gruppe.“ Der selbe Autor (1979:102) stellt dann fest: “Stammesgeschichtlich angepasst ist weiter unsere Bereitschaft zur Fremdenablehnung, die zur Abschließung der eigenen Gruppe von anderen Gruppen führt. Auf diesen biologischen Präadaptationen beruht auch die kulturelle Entwicklung mit. Die Angehörigen einer Gruppe haben ihr eigenes Revier, ihre eigene Sprache und Tradition. Sie grenzen sich von anderen Gruppen ab und verteidigen sich kollektiv. So führt die kulturelle Evolution zur Pseudospeziesbildung.”

Haben wir also mit einem angeborenem Verhalten zu tun, welches interkulturelle Beziehungen behindert oder sogar verhindert? Sind, in diesem Sinne, interkulturelle Beziehungen “naturwidrig” und impliziert solche Erkenntnis ein “zurück zur Natur” oder (impliziert sie) besondere Anstrengung für eine “Korrektur der Natur”?

Einmal die biologische Grundlage der Fremdenablehnung als gegeben angenommen, sind die Antworten bezüglich der Möglichkeit, interkulturelles Leben auf stabiler Basis zu gestalten, sehr pessimistisch (also: “zurück zur Natur der kulturellen Abgeschlossenheit”).

Wie der oben dargestellte Rückzug erfolgt, kann an einigen Beispielen ersichtlich werden.

Gruter (1976: 81) kommt in einer Abhandlung über “Die Bedeutung der Verhaltensforschung für die Rechtswissenschaft” zur Schlussfolgerung: “Wenn Einblicke in die Gesetze der Natur uns dazu verhelfen können, die ethischen Prämissen, die unseren Rechtsnormen zugrunde liegen, neu zu definieren, so dass sie nicht im Widerspruch zum biologisch programmierten Verhalten stehen, dann besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass wir einige der Konflikte vermeiden, die zwischen den vom Menschen gemachten Gesetzen und dem Verhalten bestehen, das dem Gesetz der Natur folgt” .

Rieger (1979:5) konkretisiert vorige Schlussfolgerung: “Vorurteile lassen sich nicht - wie man früher meinte - durch mehr Begegnungen zwischen den Rassen abbauen; Erfahrungen zeigen das Gegenteil. Vorurteile lassen sich nur dadurch ausrotten, dass man die Einsicht in biologische Zusammenhänge fördert und den Lebensraum, die Eigenart und das Überlebensrecht jeder Gruppe nicht durch Wanderungen oder Mischungen gefährdet. Andernfalls bleiben Rassenvorurteile bestehen und entstehen neu - da nützt

auch die Strafandrohung in § 130 und § 131 StGB nichts. Insbesondere § 130 StGB (Volksverhetzung) pervertiert die bei allen anderen Gruppen vorhandenen Normen, indem hierin verächtliche Äußerungen über Zuwanderer unter Strafe gestellt werden.“

Offensichtlich, das hierbei entwickelte Konzept zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene überschreitet das Gebiet wissenschaftlicher Interpretation und bietet sich an als Fundament für eine Neugestaltung der gesellschaftlichen Praxis –ins besondere für die Gestaltung interkultureller Beziehungen: ihrer rechtlichen Fundierung² und ihrer pädagogischen Vorbereitung. Es ist daher selbstverständlich, dass ein solches Konzept auf seine Stichhaltigkeit untersucht werden muss.

² Es gibt inzwischen zahlreiche Versuche, die Ethologie zur Grundlage der Rechtsforschung zu machen. In seinem Geleitwort zur deutschen Ausgabe des Buches "Law and the Mind - Biological Origins of Human Behavior" (deutsch: "Rechtsverhalten -Biologische Grundlagen mit Beispielen aus dem Familien- und Umweltrecht") von Gruter (1993) schreibt Fikentscher von "einem Wissenschaftszweig, der heute Rechtsethologie oder Rechtsverhaltensforschung genannt wird" und setzt hinzu: "Die erste Aufgabe der Rechtsverhaltensforschung ist, die sich rasch mehrenden neuen Forschungsergebnisse der Biologie im allgemeinen und der Verhaltensforschung im besonderen für die Rechtswissenschaft und die Rechtspraxis nutzbar zu machen. Das Bemühen ist nicht nur auf dem Hintergrund der Grundsatz-Thematik zu sehen, ob sich Natur- und Geisteswissenschaften einander annähern lassen oder ob sich diese auf Wilhelm Dilthey zurückgehende Unterscheidung überhaupt noch aufrechterhalten lässt. Anliegen der Rechtsverhaltensforschung ist damit auch die Verbesserung des Rechts. Was der Biologie des Menschen nicht entspricht, wird auf niedrige Rechtsakzeptanz stoßen, muss also, wenn in Rechtsnormen oder Entscheidungen gekleidet, im Zweifel neu überdacht werden. Umgekehrt werden Norm und Normanwendung, soweit sie der Natur des Menschen ein Stück weit entgegenkommen, mit einem höheren Grad von Rechtsgehorsam rechnen können. Menschennahes Recht ist das Ziel der Rechtsverhaltensforschung".

(Über die Entwicklung in diesem Bereich vgl. auch Tsiakalos 1990:241f).

II

Formen der Auseinandersetzung mit biologisch begründetem Rassismus

Die Auseinandersetzung mit dem Neorassismus erschöpft sich meistens in der "Entlarvung" seiner politischen Funktion und erstreckt sich nur sehr selten auf sein "Stammgebiet", die Biologie. Das Hauptargument lautet etwa: Verhaltensbiologen überschreiten ihre Grenzen, wenn sie den Anspruch erheben, mit ihren Mitteln die Gesellschaft des Menschen zu erklären - Denn die Übertragung von den Verhältnissen der Tiere auf die Menschen ist prinzipiell nicht zulässig. Zusätzliche Argumente gelten speziellen Aspekten der ethologischen Beweisführung, vor allem den Methoden und den Begriffen.

Ich habe inzwischen starke Zweifel an der Wirksamkeit einer Auseinandersetzung dieser Art³ und an ihrer Relevanz für die interkulturelle und/oder die antirassistische Praxis. Biologisch begründeter Rassismus in verschiedenen Formen ist heute präsent, überzeugt Menschen aller Altersstufen und dient als Grundlage für politische Handlungen. Anders die Argumentation, die sich darauf beschränkt, den ideologischen Charakter biologisch begründeter Konzepte aufzuzeigen - Sie überschreitet selten den Rahmen des internen WissenschaftlerInnen-Diskurses und bleibt ohne Wirkung vor allem auf Menschen, die nicht grundsätzlich der Biologie die Möglichkeit abstreiten, zum Verständnis menschlichen Verhaltens beitragen zu können.

Letztere Gruppe ist sehr zahlreich und dieses ist nicht verwunderlich eingedenk der Tatsache, dass a) Biologie Schulpflichtfach mit hohem und ständig wachsendem Prestige in allen europäischen Ländern ist, und b) innerhalb dieses Faches Genetik und Ethologie (Verhaltensbiologie) eine bedeutende Rolle spielen.

Beides zusammen stützt die Bereitschaft der Menschen, biologisch begründete Argumente als legitim zu betrachten. Die Bereitschaft nimmt sogar zu, wenn in der opponierenden Argumentation vieles enthalten ist, was Schulwissen zu widersprechen

³ Meine Zweifel betreffen die Wirksamkeit in der alltäglichen antirassistischen Praxis und nicht die wissenschaftliche Legitimation. Nach meiner Wissenschaftsauffassung ist letztere zweifellos gegeben.

scheint, und wenn die Art der Verwendung biologischer Begriffe mangelnde Kenntnisse in der Biologie signalisiert. Letzteres ist sehr oft der Fall.

Mit Recht kritisiert Hettlage, dass Ethologen und Soziobiologen lieber an wenig überzeugende eigene Erklärungen von gesellschaftlichen Phänomenen festhalten als andere -sozialwissenschaftliche- Erklärungen heranzuziehen. Er schlägt vor (1984:163): “Vorsichtiger und methodologisch angemessener wäre es deswegen, alle alternativen Möglichkeiten, die für die Erklärung eines bestimmten Phänomens in Frage kommen könnten, aufzuzählen und sukzessive auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen”. Der Soziobiologie wirft er, mit Recht, vor: “Daran hält sich die Soziobiologie aber selten. Wohl sind verschiedene, nicht soziobiologische Erklärungen für die den Soziobiologen interessierenden Phänomene vorgeschlagen worden, jedoch wurden sie von letzteren von vornherein aus der Betrachtung mit dem Hinweis ausgeklammert, das seien nur sekundäre Verursachungen, die biologisch-genetischen hingegen das Primäre. Die Möglichkeit, dass es adäquate, strikt kulturelle Erklärungen für bestimmte Formen der Interaktion unter Menschen gibt, wird systematisch vernachlässigt.” Aber ich fürchte, dass eine Schwäche der interkulturellen bzw. der antirassistischen Argumentation darin liegt, dass auch in ihr keine sukzessive Prüfung alternativer Möglichkeiten auf Stichhaltigkeit erfolgt - Vor allem nicht die als Erklärungsmöglichkeiten angebotenen Konzepte der Verhaltensbiologie.

Es ist daher von enormer praktischer Relevanz, dass jede Auseinandersetzung mit rassistischen Argumenten zuallererst innerhalb der wissenschaftlichen Disziplin, der sie entstammen, geführt wird. Wenn dieses nicht geschieht, dann “gewinnen” im Alltag jene Argumente, die der Disziplin mit dem höheren Prestige entstammen (hier: Argumente der Biologie). Selbstverständlich schließt die vorgeschlagene Vorgehensweise den anschließenden Blick auf Erklärungsmöglichkeiten anderer Disziplinen nicht aus. Im Gegenteil, sie erzwingt ihn und erst danach und dadurch vermag eine ideologiekritische Analyse einen größeren Kreis von Menschen zu überzeugen.

Ich werde im Folgenden den oben angedeuteten Ansatz anwenden, um die wichtigste “Variante des Neorassismus” (Balibar, 1989:378), nämlich die Behauptung von der “Abgeschlossenheit der Kulturen und der angeborenen Xenophobie”, zu überprüfen.

III

Die neorassistische Behauptung: “natürliche” Grundlagen der Xenophobie

Bewiesen wird, nach Eibl-Eibesfeldt (1975), die Existenz des “Feindschemas ‘Fremder’” durch die Existenz der Angst des Kleinkindes vor Fremden, der Aggressionen gegen Gruppenfremde im ganzen Tierreich, und der “in allen Kulturen angetroffenen” Zurückhaltung gegenüber Fremden.

Wilson (1975), der die Xenophobie in allen Tierarten mit höherer sozialer Organisation als vorhanden betrachtet, zählt dazu auch die Reaktionen auf Außenseiter.

Neumann (1980) stellt die Hypothese auf, “dass Vorurteile, deren jeweiliger Inhalt erlernt wird, weltweit verbreitet sind, weil drei biologische Voranpassungen beim Menschen vorhanden sind:

1. die angeborene Neigung zum gruppenkonformen Verhalten
2. die angeborene Neigung zur aggressiven Außenseiterreaktion und
3. die angeborene Fremdenfurcht”.

Die Hypothese sieht er bestätigt: “biologische Voranpassungen und Lernprozesse sind sichtlich verantwortlich für die weltweite Verbreitung von Vorurteilen. Wie viele sozial lebende Tiere erwarten auch wir Menschen vom Artgenossen gruppenkonformes Verhalten und neigen dazu, aggressiv auf jene zu reagieren, die aus der Norm ausbrechen. Die Aggression äußert sich zumeist in sozialer Isolierung und im Vorurteil diesen Menschen gegenüber” (Neumann 1980; auch 1979).

Fassen wir zusammen: Einige Ethologen behaupten, dass die Beobachtungen bezüglich a) der Fremdenfurcht des Kleinkindes, b) der Reaktionen gegenüber Außenseitern im Tierreich, c) der Reaktionen gegenüber gruppenfremden Eindringlingen im Tierreich, und d) Begegnung von Fremden in vielen menschlichen Kulturen, den Beweis für die Existenz und den universellen Charakter xenophoben Verhaltens liefern. Daraus schließen sie, dass die Ablehnung von Fremden und Außenseitern in unserer Gesellschaft eine angeborene Verhaltensweise sei.

Die Methode, die hierbei angewandt wird und in der Biologie für relevant gehalten wird, besteht aus dem Nachweis, dass das untersuchte Verhalten durchweg bei verwandten Arten existiert. Wenn dies der Fall ist, dann kann die Hypothese aufgestellt und überprüft werden, dass dieses Verhalten sich auch beim Menschen entweder als Homologie (Ähnlichkeit, die auf gemeinsame stammesgeschichtliche Herkunft der Verhaltensweise hinweist) oder als Analogie (Ähnlichkeit als Ergebnis stammesgeschichtlicher Anpassung an gleichartige Umweltbedingungen) existiert. Für diesen Nachweis existieren in beiden Fällen Kriterien, die aus der Morphologie übernommen wurden⁴. Allerdings ist der letzte Schritt - D.h. die Frage nach der Existenz homologen Verhaltens beim Menschen- nur dann notwendig, wenn die erste Frage positiv beantwortet worden ist.

Ich werde im Folgenden mit der gerade dargestellten Methode die oben formulierten Behauptungen in Bezug auf die Abgeschlossenheit der Kulturen und der Xenophobie auf Stichhaltigkeit prüfen.

Ich unterlasse die Beschäftigung mit dem vierten Bereich der ethologischen Argumentation - Die Aufzählung von "primitiven" Völkern, die kulturelle Abgeschlossenheit und Fremdenablehnung zeigen, als Beweis für "angeborene Disposition" (Eibl-Eibesfeldt 1976) ist zu offensichtlich Zeugnis von Unkenntnis und Ideologie. Es ist, nämlich, nicht nur ein Leichtes, zahlreiche Beispiele für das gegenteilige Verhalten anzuführen, sondern auch ersichtlich, dass bei Heranziehung lebender Völker in einer ethologischen Betrachtung stillschweigend deren kulturelle Überformung als gering betrachtet wird -eine oft widerlegte ideologische Einstellung aus der Zeit des Kolonialismus.

⁴ In der Morphologie existieren verbindliche Kriterien, von denen folgende drei als Hauptkriterien gelten: a) Kriterium der gleichen Lage in vergleichbarem Gefügensystem, b) Kriterium der spezifischen Eigenschaften bzw. der speziellen Qualität, und c) Kriterium der Verknüpfung durch Zwischenformen. Wichtig ist dabei, daß kein Kriterium für sich allein einen wirklich eindeutigen Homologie-Beweis für zwei verglichene Strukturen liefern kann. Es ist selbstredend, dass die Anwendung dieser Kriterien in der Vergleichenden Ethologie sich viel schwieriger als in der Morphologie gestaltet, vor allem weil Verhalten im Vergleich zu morphologischen Strukturen komplexer und durch die Umwelt leichter modifizierbar ist.

Auch mit dem zweiten Bereich -nämlich mit der Behauptung von einer Prädisposition für Ablehnung von Außenseitern- werde ich mich hier nicht beschäftigen. Der Nachweis für das Fehlen einer solchen Verhaltensweise ist in einer anderen Publikation (Tsiakalos/Tsiakalos 1986) geliefert worden.

Ich wende mich, also, der für die anderen zwei Gebiete relevanten verhaltensbiologischen Forschung zu, um ihre Ergebnisse zu registrieren und nach den Kriterien, die in der Verhaltensbiologie gelten, zu evaluieren.

IV

Die Antworten der biologischen Forschung

Fremdenfurcht des Kleinkindes

“Fremdeln” ist eine Reaktion von Kleinkindern, die etwa im achten Lebensmonat ihren Höhepunkt erreicht - Daher auch “Achtmonatsangst” genannt- und darin besteht, dass Kleinkinder sich von den Fremden abwenden und Blickkontakt vermeiden. Werden diese Kinder trotz ihres Unwillens von Fremden angefasst, reagieren sie mit Protestgeschrei. Dieses Verhalten verschwindet ohne besonderes Zutun der Erwachsenen im Laufe der Kindesentwicklung. Ethologen, die dieses Verhalten als Grundlage und Beweis für angeborene xenophobe Handlungen ansehen, suggerieren seine Universalität (z.B. Eibl-Eibesfeld 1975, S. 127f.).

Aber, was bedeutet “Universalität” in dieser Hinsicht? Nach einer Definition, die in der Ethologie akzeptiert werden sollte, müsste es heißen, dass alle Kinder in einer bestimmten Entwicklungsphase dieses Verhalten vor allen Fremden zeigen oder alle Kinder zumindest vor einigen Fremden. Die Definition ist für weitgehende ethologische Aussagen von entscheidender Bedeutung und sie ist sehr wichtig vor allem, wenn die evolutionäre Bedeutung des Merkmals gezeigt werden soll -ein Vorgang, der innerhalb der ethologischen Forschung notwendig ist.

In der Frühzeit der Erforschung dieses Phänomens ist man davon ausgegangen, dass es sich tatsächlich um ein universelles Merkmal der ontogenetischen Entwicklung des Menschen handelt (Spitz 1950; Benjamin 1963; Spitz/Cobliner 1965; Schaffer 1966), dessen biologischer Sinn in der Ich-Entwicklung und der Identitätsstabilisierung besteht. Auf diese Funktion schien die Tatsache hinzuweisen, dass das Auftreten der Fremdenfurcht mit der Fähigkeit der Kinder, Personen zu unterscheiden, einhergeht.

Spätere und methodisch besser angelegte Untersuchungen zeigten jedoch überzeugend und eindrucksvoll die Unhaltbarkeit der Ansicht, dass es sich hierbei um ein universelles Phänomen handelt.

In den zahlreichen Untersuchungen zwischen 1969 und 1973 wurde ein Mittelwert um 47% festgestellt (Solomon / Decarie 1976). Das heißt, dass nicht alle Kinder dieses Verhalten zeigen. Darüber hinaus wurde festgestellt, dass sein Auftreten von vielen Faktoren abhängt, wie z.B. Geschlecht (sowohl des Kindes als auch der fremden Person), Stellung in der Geschwisterreihe, Häufigkeit der Zusammenkünfte des Kindes mit Verwandten/Freunden/Fremden, Art der Beziehungen des Kindes zu den Eltern etc. (vgl. Ainsworth u.a. 1971; Beckwith 1972; Bronson 1969; Decarie 1974; Lewis / Brooks 1974).

Auch in Bezug auf die Dauer des Auftretens der Fremdenfurcht mussten frühere Vermutungen revidiert werden: Während Kagan noch 1971 meinte, dass Fremdenfurcht nach ihrem Auftreten sechs bis acht Wochen ständig auftritt, konnten 1976 Solomon und Decarie zeigen, dass nicht einmal für drei Tage solche Beständigkeit festzustellen ist. Lediglich 10 % der Kinder zeigen drei Tage lang ausnahmslos Fremdenfurcht.

Daraus muss geschlossen werden, dass ein solches Merkmal, das nur bei einigen Menschen und auch dort nicht beständig auftritt, keine evolutionäre Bedeutung für das Überleben der Art haben kann.

Fremdenfurcht von Kleinkindern kann nicht einmal beschränkt als Grundlage späterer Angst vor Fremden und daraus resultierender Fremdenfeindlichkeit und -diskriminierung angesehen werden. Wenn dieses geschieht, dann liegt es nicht zuletzt in der indifferenten

Weise, mit der manche Ethologen (z.B. Eibl-Eibesfeldt 1975) die Begriffe Angst und Furcht als Synonyme gebrauchen.

Tembrock hielt es schon 1961 für zweckmäßig, in der Ethologie zwischen Angst und Furcht zu unterscheiden. Die grundsätzliche Unterschiedlichkeit der beiden Affekte wird durch die begleitenden physiologischen Reaktionen deutlich: Angst wird von körperlichen Symptomen wie z.B. erhöhte Pulsfrequenz, Atemnot, Zittern, Schweißausbrüche, gesteigerte Blasen- und Darmtätigkeit begleitet; Furcht wird von allgemeiner Verschärfung der Sinneswahrnehmung begleitet (Heymer 1977). Daraus wird die unterschiedliche phylogenetische Bedeutung ersichtlich: Angstzustände treten bei fehlender Fluchtmöglichkeit auf und bereiten den Körper auf Reaktionsmöglichkeiten wie Verstecken oder Aggression vor; Furcht dagegen hat nichts mit Aggression gemeinsam, sondern gehört zum Erkundungsverhalten.

Halliday (1966 zitiert nach Tembrock 1977) hält die Furcht als Antrieb explorativen Verhaltens sogar für wichtiger als den "Neuheitsgrad". Lester (1967 zitiert nach Tembrock 1977) bestätigte durch Labyrinthversuche bei Ratten die Hypothese, dass zwischen der Explorationsbereitschaft und der Furcht eine Korrelation besteht: Bei schwacher Furcht wird exploratives Verhalten verstärkt und bei starker gehemmt.

Phylogenetisch sind diese Reaktionen plausibel. Ein kleines Kind mit entwickeltem Differenzierungsvermögen wird durch schwache Fremdenfurcht in verstärkte Explorationsbereitschaft versetzt -eine notwendige Voraussetzung für die Bildung stabiler Beziehungen mit der Umwelt. Jedoch, größerer Explorationsbereitschaft, die für das Kind größere Gefahren bedeuten kann, werden Grenzen gesetzt: Starke und/oder rasche Veränderungen verursachen starke Furcht, die ihrerseits das Explorationsverhalten hemmt. Ob im konkreten Fall Veränderungen als stark oder rasch erlebt werden, hängt von den bisherigen Erfahrungen und dem aktuellen gefühlsmäßigen Zustand des Kindes ab.

In dieser Weise erklären sich alle Beobachtungsergebnisse, die den universellen Charakter der Fremdenfurcht bei Kleinkindern bestreiten und die Abhängigkeit der Reaktionen von zahlreichen Faktoren betonen. Universell ist Fremdenfurcht im Sinne der

Erkundungsbereitschaft und des verstärkten Interesses des Kindes für den Fremden aber nicht als Abwendung oder Ablehnung von Fremden.

Alltägliche Erfahrungen mit Kindern beweisen die Richtigkeit dieser Aussagen. Selbst stark "fremdelnde" Kinder wenden am Anfang ihr Gesicht vom Fremden ab, um später bei ruhigem Verhalten des Fremden ihn immer wieder kurz anzusehen. Das "blinzeln" geht langsam in das nicht zufällig entstandene "Kuck-Kuck-Spiel" und die Ablehnung in Freundlichkeit über.

Die Tatsache, dass "die Manifestierung von Fremdenfurcht einen durch viele Faktoren determinierten Vorgang" (Schaffer 1966) darstellt, wird von der Primatenforschung bestätigt. Die Untersuchungen von Rosenblum und Alpert (1977) an verschiedenen Makaken-Spezies verdeutlichen die Notwendigkeit, die gesamte soziale Struktur und die daraus resultierenden Sozialisationsstrategien zu berücksichtigen.

Sie stellten zum Beispiel fest, dass bei den weniger hierarchisch organisierten Bonnet-Makaken (*Macaca radiata*) Abwendung von den Fremden stärker auftritt als bei den stark hierarchisch organisierten Pigtail-Makaken (*Macaca nemestrina*). Dabei sind Bonnet-Mütter weniger restriktiv, reglementierend und bemutternd in ihrer Erziehung als Pigtail-Mütter.

Die Unterschiede werden durch die unterschiedlichen Anforderungen, die dem Kind in der jeweiligen Gruppe gestellt werden, interpretiert: in der stark hierarchisch organisierten Pigtail-Gruppe lernen die Kinder das "vorgeschriebene" Rollenverhalten notwendigerweise durch die Mutter, während dieses Verhalten in der nicht hierarchisch organisierten Bonnet-Gruppe durch individuelle Erkundung - die nach dem Vorhergesagtem durch Furcht unterstützt wird - erst erarbeitet werden muss.

Die Untersuchungen von Rosenblum und Alpert räumen auch mit der Unterschätzung der Bedeutung frühkindlicher Umwelterfahrungen bei der Entstehung von Fremdenfurcht auf. Bonnet-Kinder, die nur mit ihrer Mutter und in absoluter Isolation von anderen Tieren aufwuchsen, zeigten später keine Fremdenfurcht sondern sie bevorzugten ein wenig mehr die Fremden als die Mutter.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: sowohl ethologische als auch entwicklungspsychologische Untersuchungen dokumentieren ein Interesse der Kinder an Fremden und keinesfalls eine Prädisposition für Ablehnung von Fremden.

Aggression auf Gruppenfremde

“Naturgemäß” stehen im Mittelpunkt der Xenophobieforschung Beobachtungen über das Verhalten von Gruppen und Gruppenmitgliedern gegenüber Gruppenfremden. Dabei sind verschiedene Konstellationen möglich und bedeutsam, wie z.B. das Eindringen eines Individuums oder mehrerer Tiere gleichzeitig in eine feste Gruppe oder das Zusammentreffen von zwei annähernd gleichstarken Gruppen. Auch die Bedingungen, unter denen solche Situationen entstehen, können sehr stark variieren.

Die genaue Kenntnis der Konstellationen und Bedingungen sind für die Identifizierung xenophoben Verhaltens notwendig. Southwick u.a. (1974) betonen, dass “das Wesentliche in der Xenophobie eine aggressive Reaktion auf sozial absolut Fremde” ist. Dabei muss sie von der Aggression, die das Revier- und Rangordnungsverhalten begleitet, streng unterschieden werden. Die letzte Feststellung ist von besonderer Bedeutung, denn es ist möglich, dass Reaktionen auf fremde Individuen nicht wegen ihrer Fremdheit, sondern wegen Verletzung der Reviergrenzen oder der Rangordnung angegriffen werden, so dass nicht von Xenophobie gesprochen werden darf.

Wilson (1975) suggeriert, dass Xenophobie eine universelle Verhaltensweise der Tiere darstellt und führt zur Begründung seiner Auffassung zahlreiche Forschungsergebnisse an. Seine Behauptung ist insofern verwunderlich, weil der Autor, auf den er sich bei seiner Beweisführung explizit bezieht, Southwick, etwas anderes aussagt. Southwick u.a. (1974) schreiben wortwörtlich: “Xenophobie ist ein weit verbreitetes Merkmal im gesamten Tierreich, aber sie ist keineswegs universell bei allen Tieren”. Zahlreiche Untersuchungen (vgl. Southwick u.a. 1974) bestätigen diese Aussage.

Unter den Invertebraten (Wirbellosen) konnte Xenophobie experimentell bei verschiedenen Arten von Soziallebenden Insekten, insbesondere Bienen und Ameisen

festgestellt werden. Deutlich fehlte sie jedoch bei anderen, wie Heuschrecken, Schmetterlingen, Stechmücken, Mosquitos und vielen Käfern.

Unter den Vertebraten (Wirbeltieren) wurde sie experimentell bei syrischen Goldhamstern, Weiß-Pfoten-Mäusen, Pavianen und Silbermöwen festgestellt. Sie fehlt andererseits bei manchen Arten, die sonst sehr aggressiv sind, wie Ratten, Rotwild, Dohlen und bei vielen Wandervögeln während des Winterfluges.

Die Experimente von Frantz (1972) mit Ratten (*Bandecota bengalensis*) dokumentieren das völlige Fehlen xenophober Reaktionen und die Offenheit mancher Gruppen gegenüber Fremden: Er führte fremde Tiere in Getreidespeicher, in denen die natürliche Population hohe Bevölkerungsdichte erreicht hatte, ein. Die fremden Individuen wurden entweder ignoriert oder völlig akzeptiert. Bei 42 Versuchen hat es keinen einzigen Angriff oder Drohung gegeben. Interessanterweise konnte er mit Populationen derselben Art in Gefangenschaft deutliche xenophobe Reaktionen feststellen.

Offensichtlich ist also Xenophobie nicht universell. Bei einigen Tieren tritt sie auf, bei anderen fehlt sie ganz, und in manchen Fällen variiert dieses Verhalten innerhalb derselben Art in extremer Weise -in Abhängigkeit von den sozialen Bedingungen.

Diesen Erkenntnissen hat die Primatenforschung schon sehr früh Rechnung getragen.

Die ersten systematischen Beobachtungen bezüglich möglichen xenophoben Verhaltens bei Primaten fanden in den 60iger Jahren statt. Hall (1964) berichtete von aggressiven Reaktionen in einer Gruppe von 17 Pavianen im Zoo von Bloemfontein (Südafrika), wenn fremde erwachsene Tiere in die Gruppe eingeführt wurden: In einigen Fällen endeten solche Angriffe mit schweren Verletzungen oder sogar mit dem Tod der Tiere. Ähnliche Beobachtungen wurden bei Rhesus-Affen in Gefangenschaft durch Bernstein (1964) und Southwick (1967) gemacht.

Aggressive Reaktionen wurden auch bei den Feldstudien Kawais, die er mit in bestimmten Futterplätzen versorgten japanischen Makaken durchführte, festgestellt. Andererseits zeigten von Anfang an die offene Gesellschaft der Schimpansen (Reynolds 1966) sowie das Fehlen jeglicher aggressiver Handlungen gegen eingeführte fremde

Tiere bei anderen Primaten (Rosenblum u.a. 1968) bzw. die Integration eingeführter Tiere, vor allem in der freien Natur (Altmann 1962; Koford 1963), dass Xenophobie auch innerhalb der Primaten keinesfalls eine universelle Verhaltensweise darstellt.

Auch die unterschiedlichen Ergebnisse von Bernstein und Southwick in Bezug auf die Intensität xenophober Aggressionen -Southwick vermutete als Grund für die stärkere Aggressivität seiner Tiere die Tatsache, dass sie erst seit einigen Wochen in Gefangenschaft lebten, während die Rhesusaffen in Yerkes Park, mit denen Bernstein experimentierte, längere Gewöhnungszeiten hatten- und in Bezug auf die zur völligen Integration aller Gruppenmitglieder benötigte Zeit führten dazu, den Schwerpunkt der Xenophobieforschung auf die Untersuchung von sozialen und ökologischen Bedingungen und den Einfluss der durch die Forscher angewandten Methoden zu verlagern.

Damit wurden sehr früh die grundsätzliche Plastizität des Verhaltens Fremden gegenüber und seine Abhängigkeit von Umweltbedingungen vermutet. Southwick (1967) konnte zeigen, dass aggressiv reagierende Gruppen weniger aggressiv waren, wenn sie schon Erfahrungen mit Eindringlingen gemacht hatten. Bernstein u.a. (1974) kommt nach Untersuchung des Einflusses mehrerer Faktoren zu der vorsichtigen Formulierung, dass "die Einführung von Rhesusaffen in eine bestehende feste soziale Einheit, ein starker Stimulus zur Freisetzung von Aggressionen sein kann" (aber nicht sein muss). Dabei unterstreicht er, dass die Variabilität der Ergebnisse eine Warnung vor Vereinfachungen darstellt.

Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, dass mehrere gleichzeitig eingeführte Tiere kaum bzw. weniger als einzeln eingeführte Tiere angegriffen werden (Bernstein 1971; Wade 1976; Furuya 1965). Außerdem weisen nicht alle Tiere innerhalb einer aggressiv reagierenden Gruppe dieses Verhalten auf (Scruton/Herbert 1972).

Angst (1980) weist auf die Tatsache hin, dass das plötzliche Vorhandensein eines völlig fremden Individuums in der Gruppe im Experiment eine sehr künstliche Situation ist, die in der freien Natur nicht vorkommt. "Ein fremdes Männchen, das sich einer Gruppe anschließt, ist entsprechend motiviert, kennt den Raum und tut dies Schritt um Schritt über Wochen und Monate hinweg. Es kann sich jederzeit zurückziehen und günstige Gelegenheiten abwarten, um sich einzeln mit Rivalen auseinanderzusetzen. Es ist

manchmal in Gesellschaft von verwandten Männchen aus der eigenen Gruppe und kann auch Allianzen mit peripheren Männchen der neuen Gruppe aufbauen, bevor es ins Zentrum vordrängt” (Angst 1980). Im Experiment werden die zur Verfügung stehenden relevanten Verhaltensmechanismen den eingeführten Tieren praktisch geraubt.

In drei Experimenten konnte Angst (1973) zeigen, dass Xenophobie selbst bei aggressiv reagierenden Arten – hier, Makaken- nicht als eigene Qualität existiert.

Im ersten Versuch nahm er ein männliches Individuum gefangen und ließ es am entferntesten Ende des Territoriums einer Nachbargruppe frei. Keine Aggressionen, sondern gegenseitige Ignorierung wurden festgestellt. Lediglich ein junges Männchen zeigte Interesse -es wurde von dem Fremden positiv angezogen. Nach zwei Tagen kehrte das Tier sicher und wohlbehalten in seine Gruppe zurück.

Im zweiten Versuch wurde ein weibliches Individuum um drei Territorien entfernt von der eigenen Gruppe freigelassen. Schon am nächsten Tag kam es sicher und wohlbehalten zurück, obwohl es sich mit mehreren fremden Tieren getroffen hatte und die Territorien mehrerer Gruppen durchschreiten musste. Im dritten Versuch wurden drei Tiere -ein fünfjähriges Männchen und zwei Weibchen- auf der Insel Handeuleum gefangen genommen und zum Territorium einer Gruppe auf der Insel Peutjang gebracht. Die wichtigste Beobachtung war, dass sie seitens der einheimischen Gruppe hauptsächlich ignoriert wurden. Interessant war die Entwicklung der Beziehungen des Männchens gegenüber einem fast gleichaltrigen Individuum, dem es sich nicht sofort unterordnete, sondern mit Drohgebärden begegnete. Am vierten Tag ordnete das eingeführte Tier sich unter, wodurch das bis dahin aggressive einheimische Männchen “freundlich” wurde und dieses auch mit einer freundlichen Geste bekannt machte. Ein anderes fast gleichaltriges Männchen der Gruppe wurde vom Fremden sichtlich positiv angezogen.

Es scheint also gerechtfertigt, aggressive Reaktionen auf fremde Individuen, wenn sie überhaupt innerhalb einer Population auftreten, kaum als spezielles Verhalten und eher als Teil des Rangordnungs- und Revierverhaltens zu betrachten.

Wäre die “Fremdheit” als solches auslösender Mechanismus für aggressives Verhalten, müßte diese vor allem beim Zusammentreffen von Gruppen verstärkt auftreten. In Wirklichkeit sind Kämpfe zwischen Gruppen, wie jene beobachteten bei Languren (*Presbytis entellus*) in Ceylon (Ripley 1967) oder bei Rhesusaffen in Indien (Southwick et.al. 1965) die Ausnahme. In der überwältigenden Mehrheit zeichnen sich die Beziehungen zwischen Gruppen entweder durch Vermeidung oder gegenseitige Toleranz aus. Dieses Verhalten wurde hinreichend durch zahlreiche Beobachtungen bewiesen (Imanishi 1967 für *Macaca fuscata*; Koford 1963; Marsden 1968 und 1971; Vessey 1968; Altmann 1962; für *Macaca mulatta*). Deag (nach Angst 1973) beobachtete sogar gegenseitige Anziehung zwischen Gruppen der *Macaca sylvana*.

Bei den großen Menschenaffen ist ein entsprechendes Verhalten bei den Gorillas (*Gorilla gorilla*) bekannt (Emlen / Schaller 1960): Sie leben in Gruppen, die sich gelegentlich mit anderen Gruppen vermischen, um sich später voneinander zu trennen und wieder in der alten Zusammensetzung zu leben - Integrations- und Trennungsvorgänge erfolgen ohne Aggressionen.

Aggressionsloses Zusammentreffen von Gruppen und von Individuen gehört zum Alltag der in der freien Natur lebenden Populationen - anders als Experimente in der Gefangenschaft oft suggerieren.

Angst (1973) berichtet, dass es ihm bei seinen Makakenuntersuchungen auf der Insel Peutjang schwer fiel, die genaue Ausbreitung einer Gruppe zu bestimmen. Bestenfalls konnte man eine Kerngruppe identifizieren und dazu viele Affen, die sich zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Kerngruppen anschlossen. Beim Fressen an künstlich geschaffenen Futterplätzen im “Kerngebiet” einer Gruppe schlossen sich der “einheimischen” Gruppe regelmäßig auch Mitglieder der Nachbargruppen an. Sowieso wurden solche Futterplätze von bis zu drei Gruppen aufgesucht, womit auch andere Beobachtungen darüber, dass Reviere sich überlappen, noch einmal bestätigt wurden.

Eine große Anzahl von Felduntersuchungen zeigte, dass die “soziale Gruppe” der Primaten viel “offener” ist als man ursprünglich dachte. Ellefson (1968) sah als notwendig für die Beschreibung des sozialen Verhaltens der Gibbons an, mehrere Nachbargruppen zu berücksichtigen. Eine Studie von Pavianen in Uganda zeigte, dass

erwachsene und heranwachsende Männchen sowie junge Weibchen periodisch die Gruppen wechseln (Rowell 1969). Sade (1972) stellte fest, dass die meisten männlichen Rhesusaffen in Cayo Santiago die Gruppen, in denen sie geboren wurden, im jugendlichen Alter verlassen, um sich anderen Gruppen anzuschließen. Erwachsene männliche Rhesusaffen in Nordindien wechseln während der Paarungszeit ihre Gruppe so, dass "jährliche Verschiebungen von Männchen zwischen den Gruppen eine grundlegende Verhaltensweise darstellt" (Lindburg 1969). Ähnliches wurde auch für Weibchen, obwohl seltener, dokumentiert (McGinnis 1973 und Mishida 1968; zit. nach Richard 1978).

Damit ist hinreichend belegt, dass xenophobe Handlungen in den Beziehungen zwischen Gruppen keinesfalls die Regel, geschweige denn universell, sondern bei manchen Gruppen und unter bestimmten Bedingungen lediglich möglich sind. Southwick (1974), auf dessen Untersuchungen sich die meisten Xenophobie-Aussagen stützen, kommt daher zu dem Schluss: "Wir halten daher Xenophobie für eine ökologische und soziale Adaptation und nicht notwendig für eine fixierte Verhaltensweise".

Fazit

Die Fülle an Material, das die Existenz von Xenophobie als eigenständige und regelmäßige - geschweige denn als universelle- Verhaltensweise bestreitet, kann von niemandem übersehen und übergangen werden. Die biologische Verhaltensforschung begründet nicht die Auffassung von einer angeborenen Fremdenablehnung. Dieser Hinweis ist nicht zuletzt deswegen notwendig, weil Nicht-Biologen dazu neigen, tendenziöse Ausführungen über das tierische Verhalten als verlässlich zu akzeptieren und höchstens "deren unkritische Übertragung auf den Menschen" abzulehnen. Die Autorität, die dadurch solchen Ansichten und den sie vertretenden Wissenschaftlern verliehen wird, ist jedoch gänzlich unbegründet.

Ideologischer Charakter der neorassistischen Argumentation

Epistemologische Kritik an ethologische Arbeiten wird erst dann notwendig, wenn die Fakten der biologischen Forschung in einer Weise interpretiert werden, die wissenschaftlichen Kriterien nicht genügt.

Dies geschieht tatsächlich im vorliegenden Fall. Nämlich, um die Annahme von der "Universalität der Xenophobie" halten zu können, definieren einige Ethologen deren Fehlen als "Passive Xenophobie" und deren Gegenteil, nämlich Freundlichkeit und Zuneigung, als "ritualisiertes Verhalten zur Abwendung drohender xenophober Konflikte": "Xenophobie zwischen Gruppen kann sich durch einfaches Aus-dem-Weg-Gehen ausdrücken, wie bei den Languren Zentralindiens oder auch bei jenen exotischen Geschöpfen der Mangrovensümpfe in Borneo - den ungewöhnlich aussehenden Nasenaffen. Hier gibt es nicht allzu viel Platz. Man hat auf einem Gebiet von sieben Quadratmeilen längs eines Flusses acht Trupps mit je etwa zwanzig Mitgliedern beobachtet. Es gab niemals Konflikte. Einmal schiefen zwei Trupps auf dem gleichen Platz und trennten sich am Morgen wieder. Die passive Xenophobie hatte dafür gesorgt, dass es zu keinerlei Kontakten kam. Um Xenophobie wirken zu lassen, ist bei manchen Spezies weder das Einander-Meiden, noch die Aufrechterhaltung des sozialen Raums vonnöten; es genügt eine gewissen Arroganz. Phyllis Jay beobachtete Languren, die sich manchmal bei den Wasserstellen trafen: sie ignorierten einander einfach. Der psychologische Raum war entscheidend, nicht die räumliche Nähe" (Ardrey, 1974:255).

Selbst die Äußerung von Zuneigung und Freundlichkeit wird in einem solchen Denkschema als Beweis für die Existenz von Xenophobie angewandt. Zimmer (DIE ZEIT Nr. 52/1980) betrachtet mit Eibl-Eibesfeldt die biologisch begründete Universalität der Begrüßung als bestätigt: "Die Begrüßung ist eine Entwarnung. Die meisten Begrüßungen enthalten zwei Elemente: eins der Selbstdarstellung (zum Beispiel ein kräftiger Händedruck, der dem anderen zeigt, dass man wer ist) und eines der Selbsterniedrigung (zum Beispiel eine Verbeugung, nämlich eine Submissionsgebärde, die die eigene Bedrohlichkeit verringert). Zusammen sagen sie: Jetzt hast du mich nicht zu fürchten; was aber nicht heißen soll, dass mich keiner je zu fürchten hätte".

Allerdings, dadurch entziehen sich solche Konzepte bewusst der wissenschaftlichen Überprüfung, und somit verlassen ihre Vertreter den Boden der Wissenschaft. Nach einem solchen Vorgang darf berechtigter Weise behauptet werden: Konzepte, die in biologischen Begriffen formuliert werden und eine “angeborene Xenophobie” postulieren, sind nicht Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnissuche, sondern Produkte einer Rechtfertigungsideologie.

Welche “Lücke” in der rassistischen Argumentation die Behauptung von der Existenz einer angeborenen Ablehnung von Fremden und Außenseitern schließt, wird ersichtlich, wenn man sich bestimmte “Sorgen” der Rassenbiologen 1933 vergegenwärtigt. So forderte Prof. D. Otmar Freiherr von Verschuer, damals Abteilungsleiter im Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin-Dahlem, in einem Artikel in der “Deutschen Allgemeinen Zeitung” vom 20. Juni 1933 auf: “Zu Ehegatten sollen nicht gewählt werden: 1. Fremdstämmige, 2. Kranke und missgestaltete Menschen sowie Erbkrankte aus belasteter Familie. Die Ablehnung alles Fremdrassigen und Kranken muss auf einer selbstverständlichen Haltung beruhen, die ihre Kraft aus der Verantwortung für die Erhaltung deutscher Art schöpft” (zitiert nach “Comité” 1983:454).

Mussten Rassenbiologen an die Verantwortung appellieren, um eine “selbstverständliche Haltung” gegen “Fremdstämmige, missgestaltete Menschen sowie Erbkrankte” zu erreichen, könnten sie mit heutigen Auffassungen einer tendenziösen Humanethologie jedem Andershandelnden naturwidriges Verhalten zuschreiben -und entsprechender Behandlung zuführen.

Dieser ist der wichtigste Unterschied zwischen Neorassismus und “klassischen” rassistischen Theorien: Während der Rassismus in Deutschland zur Verhaltensänderung aufforderte, liefern ethologische “Erklärungen” eine Rechtfertigung für ethisch und juristisch sanktioniertes Verhalten. Darin liegt auch die besondere Gefahr für die Zukunft: Weder der Einzelne noch die Gesellschaft seien schuld an den Rassismus, sondern die Opfer des Rassismus selbst - durch ihre “Fremdheit”.

V

Ausblick

Ich habe an einer Variante des neorassistischen Diskurses exemplarisch dargestellt, in welcher Weise nach meiner Meinung biologisch begründetem Rassismus begegnet werden soll. Das gleiche wäre an den anderen Varianten möglich (vgl. z.B. zum Thema "Völkermischung" Tsiakalos 1983; "Rassenmischung" Vogel 1983). Mein Ansatz stützt sich auf der Überzeugung, dass die Auseinandersetzung mit biologistischen Argumenten, um der interkulturellen bzw. der antirassistischen Praxis nützlich zu sein, zuerst innerhalb der Biologie erfolgen muss. Fachimmanente Argumente gegen biologisch begründeten Rassismus erweisen sich in vielfacher Hinsicht stärker als jene aus dem sozialwissenschaftlichem Bereich: sie sind mit den rassistischen Argumenten "kompatibel", was die Begriffe betrifft, und können daher von den Menschen verstanden werden, die von rassistischer Argumentation angesprochen werden; sie berauben dem rassistischen Diskurs den Nimbus der exakten bzw. prestigetragenden wissenschaftlichen Disziplin; sie bilden eine solide Grundlage, um, ohne in "eigene" Ideologien zu gleiten, den Beweis für den ideologischen Charakter der biologisch begründeten Argumentation zu liefern.

Besteht nicht die Gefahr, so lautet oft die Frage, dass durch einen solchen Ansatz die Biologie erst recht jene Legitimation erlangt, die ihr nicht zusteht? Die Frage beinhaltet die Angst vor dem Unbekannten, der für befähigt gehalten wird, jederzeit Unheimliches in die Welt zu setzen. Die Sorge scheint mir unbegründet: Die Befolgung der Prinzipien und Methoden, die in einer wissenschaftlichen Disziplin entwickelt wurden und die Vermehrung menschlicher Kenntnisse in diesem Bereich ermöglichten, ist der bessere und eventuell einziger Garant dafür, dass ihr eigentlicher Geltungsbereich nicht verlassen wird.

Es scheint, dass der Tabuisierung des biologischen Diskurses in der interkulturellen und in der antirassistischen Praxis gezwungenermaßen eine Zeit der intensiven Anwendung folgen wird. So wie Menschen ihre Biologie gelernt haben, um die Umwelt effektiver zu

verteidigen, so werden sie auch ihre Biologie lernen müssen, um Humanität und Ratio gegen biologisch begründeten Rassismus und Neorassismus effektiver zu verteidigen.

Literaturverzeichnis

Ainsworth, M.D. / Bell, S.M.V. / Stayton, D.J.: Individual differences in strange-situation behaviour of one-years olds. In: Schaffer, H.R. (Ed.): The origins of human social relations. Academic Press, London-New York 1971

Altmann, S.A.: A field study of the sociobiology of rhesus monkeys, *Macaca mulatta*. In: Ann. N.Y. Acad. Sci. 102, 1962, 338 - 435

Angst, W.: Pilot Experiments to Test Group Tolerance to a Stranger in Wild *Macaca fascicularis*. In: Am. J. Phys. Anthropol. 38, 1973, 625 - 630

Angst, W.: Aggression bei Affen und Menschen. Springer Verlag, Berlin - Heidelberg - New York 1980

Ardrey, R.: Der Gesellschaftsvertrag - Das Naturgesetz von der Ungleichheit der Menschen, dtv, München 1974

Balibar, E.: Gibt es einen "neuen Rassismus"? In: Das Argument 175, 31. Jahrgang, Heft 3, Mai/Juni 1989, 369-380

Beckwith, L.: Relationships between infants' social behavior and their mother's behavior. In: Child development 43, 1972, 397 - 411

Benjamin, J.D.: Further Comments on some developmental aspects of anxiety. In: Gaskill, H.S. (Ed.): Counterpoint. Intern. Univ. Press, New York 1963

Berkson, G.: Defective infants in a feral monkey group. In: Folia primat. 12, 1970, 284 - 289

Berkson, G.: The social ecology of defects in primates. In: Chevalier-Skolnikoff, S., Poirier, F.E. (Ed.): Primate Bio-Social Development: Biological and Ecological Determinants. Garland Publ. New York - London 1977, 189 - 204

- Bernstein, I.S.: The influence of introductory Techniques on the Formation of Captive Mangabey Groups. In: *Primates* 12 (1), 1971, 33 - 44
- Bernstein, I.S. / Gordon, T.P. / Rose, R.M.: Factors influencing the expression of aggression during introductions to Rhesus monkey groups. In: Holloway, R.: *Primate aggression, territoriality and xenophobia*. Academic Press, New York - London 1974
- Bronson, G.W.: Sex differences in the development of fearfulness: A replication. In: *Psychonomic Science* 17, 1969, 367 - 368
- Carpenter, C.R.: A field study in Siam of the behavior and social relations of the gibbon. In: Carpenter, C.R.: *Naturalistic behavior of nonhuman primates*. Penn. State Press. University Park 1964
- Comité des Délégations Juives: *Die Lage der Juden in Deutschland 1933 - Das Schwarzbuch - Tatsachen und Dokumente*, Paris 1934, wieder aufgelegt Frankfurt-Berlin-Wien 1983
- Decarie, T.G.: *The infant's reaction to strangers*. Intern. Univ. Press, New York 1974
- Eibl-Eibesfeldt, I.: *Krieg und Frieden*. Piper & Co. Verlag, München - Zürich 1975
- Eibl-Eibesfeldt, I.: *Der vorprogrammierte Mensch*. dtv. München, 1976
- Eibl-Eibesfeldt, I.: Fremdenfurcht und Reaktion auf Außenseiter. In: Klaus Stadler (Hrsg.): *Lust am Forschen - Ein Lesebuch zu den Naturwissenschaften*. Piper, München 1989, 391-393
- Ellefson, J.O.: Territorial behavior in the common white-handed gibbon. *Hylobates lar* Lin., In: Jay, P.C. (Ed.): *Primates* Holt. New York 1968
- Emlen, J.T. / Schaller, G.: In the home of the mountain gorilla. In: *Bull. N.Y. Zool. Soc.* 63 1960, 98 - 108
- Fedigan, L.M. u. Fedigan, L.: The social Development of a Handicapped Infant in a Free-Living Troop of Japanese Monkeys. In: Chevalier-Skolnikoff, S./Poirier, F.E.: *Primate Bio-Social Development: Biological Social and Ecological Determinants*. Garland Publ., New York - London 1977, 205 - 222

- Feustel, R.: Abstammungsgeschichte des Menschen, VEB Gustav Fischer Verlag, Jena 1976
- Frantz, S.C.: Behavioral ecology of the lesser badicoot rat (*Bandicota bengalensis*) in Calcutta. Ph.D. Thesis, John Hopkins Univ., Baltimore 1972
- Furuya, Y.: Social organisation of the crab eating monkey. In: *Primates* 6, 1965, 285 - 336
- Furuya, Y.: On the malformation occurred in the Gagyusan troop of wild Japanese monkeys. In: *Primates* 7, 1966, 488 - 492
- Gruter, M.: Die Bedeutung der Verhaltensforschung für die Rechtswissenschaft. Duncker&Humblot, Berlin 1976
- Gruter, M.: Law and the Mind -Biological Origins of Human Behavior. Sage Publications, Newbury Park-London-New Delhi, 1991
- Gruter, M.: Rechtsverhalten -Biologische Grundlagen mit Beispielen aus dem Familien- und Umweltrecht. Verlag Dr. Otto Schmidt, Köln 1993.
- Hall, K.R.L.: Aggression in Monkey and ape societies. In: Carthy, J.D. / Ebling, F.J. (Ed.): *The Natural History of Aggression*. Academic Press, London - New York 1964
- Hamburg, D.A.: Psychobiological Studies of Aggressive Behavior. In: *Nature*, 230, 1971, 19 - 23
- Heymer, A.: Ethological Dictionary. Verlag Paul Parey, Berlin - Hamburg 1977
- Imanishi, K.: Social behavior in Japanese monkeys, *Macaca fuscata*. In: Southwick, C.H. (Ed.): *Primate social behavior*. Van Nostrand Reinhold, Princeton 1963
- Kagan, J.: Change and continuity in infancy. Wiley, New York 1971
- Koford, C.B.: Group relations in an island colony of rhesus monkeys. In: Southwick, C.H. (Ed.): *Primate Social Behavior*. Van Nostrand Reinhold, Princeton 1963
- Lawick-Goodall, J.v.: *Wilde Schimpansen*, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg 1975
- Lewis, M. / Brooks, J.: Self, Other and Fear: Infants' Reactions to people. In: Lewis, M. / Rosenbloom, L. (Ed.): *The origins of human behavior: Fear*, III Wiley, New York 1974

- Lindburg, D.G.: Rhesus monkeys mating season mobility of adult males. In: Science 166, 1969, 1176 - 78
- Marsden, H.M.: Behavior between two social groups of rhesus monkeyz within two tunnel-connected enclosures. In: Folia primat. 8, 1968, 240 - 246
- Marsden, H.M.: Intergroup relations in rhesus monkeys (*Macaca mulatta*) In: Esser, A.H. (Ed.): Behavior and environment Plenum Press, New York 1971
- Neumann, G.H.: Einführung in die Humanethologie. Quelle & Meyer, Heidelberg 1979
- Neumann, G.H.: Vom Vorurteil der Tiere und Menschen - Angeborene Aggressionen gegen Außenseiter. In Stuttgarter Zeitung, 20.09.1980
- Reynolds, V.: Open groups in hominid evolution. In: Man 1, 1966, 441 - 445
- Richard, A.F.: Behavioral variation. Assoc. Univ. Presses. Cranbury - London 1978
- Rieger, J.: Evolution, Eigennutz und Gruppe, Neue Anthropologie, 1979, 1 - 8
- Ripley, S.: Intertroop encounters among Ceylon gray langurs (*Presbytis entellus*). In: Altmann, S.A. (Ed.): Social communication among primates. Univ. of Chicago Press, Chicago 1967
- Rosenblum, L.A. / Alpert, S.: Response to Mother and Stranger. A first Step in Socialization. In: Chevalier-Skolnikoff, S. / Poirier, F.E. (Ed.): Primate Bio-Social Development: Biological Social and Ecological Determinants Garland Publ. New York - London 1977
- Rosenblum, L. A. / Levy, E.J. / Kaufman, I.C.: Social Behaviour of Squirrel monkeys and the reaction to strangers. In: Anim. Behav. 16, 1968, 288 - 293
- Rowell, T.E.: Forest living baboons in Uganda. In: J.Zool.Lond. 149, 1966, 344 - 364
- Rowell, T.E.: Long-term changes in a population of Ugandan baboons. In: Folia Primatol., 11, 1969, 241 - 254
- Sade, D.S.: A longitudinal study of social behavior of rhesus monkeys. In: The Functional and evolutionary Biology of Primates. Aldine Atherton, Chicago 1972

- Schaffer, H.R.: The onset of fear of strangers and the incongruity hypotheses. In: *J. Child Psychol. Psychiat.*, Vol. 7, 1966, 95 - 106
- Schultz, A.H.: The occurrence and frequency of pathological and teratological conditions and of twinning among non-human primates. In: *Primatologia* 1, 1956, 965 - 1014
- Scruton, D.M. / Herbert, J.: The reaction of groups of captive Talapoin monkeys to the introduction of male and female strangers of the same species. In: *Anim. Behav.* 20, 1972, 463 - 473
- Solomon, R. / Decarie, T.G.: Fear of strangers: A developmental milestone or an overstudied phenomenon? In: *Canac. J. Behav. Sci. / Rev. Canad. Sci. Comp.* 8 (4), 1976, 351 - 362
- Southwick, C.H.: An experimental study of intragroup agonistic behavior in rhesus monkeys (*Macaca mulatta*). In: *Behaviour* 28, 1967, 182 - 209
- Southwick, C.H. / Beg., M.A. / Siddiqi, M.R.: Rhesus-monkeys in North India, In: DeVore, I. (Ed.): *Primate Behavior*. Holt, New York 1965
- Southwick, C.H. / Siddiqi, M.F. / Farooqui, M.Y. / Pal B.C.: Xenophobia among free-ranging Rhesus groups in India. In: Holloway, R.L. (Ed.): *Primate aggression, Territoriality, and Xenophobia*, Academic Press, New York - London 1974
- Spitz, R.A.: Anxiety in infancy: A study of its manifestations in the first year of life. In: *International Journal of Psychoanalysis* 31, 1950, 138 - 143
- Spitz, R.A. / Cobliner, W.G.: *The first year of life*. Intern. Univ. Press, New York 1965
- Tembrock, G.: *Grundlagen des Tierverhaltens*, Vieweg, Braunschweig 1977
- Tsiakalos, G.: Ablehnung von Fremden und Außenseitern. In: *Unterricht Biologie*, Heft 72/73, 6. Jg., 1982, 49 - 58
- Tsiakalos, G.: Ausländerfeindlichkeit und Anthropologie. In H. Seidler und A. Soritsch (Hrsg.): *Rassen und Minderheiten*. Schriftenreihe Sozialanthropologie Bd. 1, Literas Verlag Wien, 1983, 35 - 51

Tsiakalos, G.: Der Beitrag von Ethologie und Anthropologie zur Bildung gesellschaftsrelevanter Kategorien. In: E. J. Dittrich und F.-O. Radtke (Hrsg.): Ethnizität -Wissenschaft und Minderheiten. Westdeutscher Verlag, Opladen 1990, 227-243

Tsiakalos, G. und Sigrud Tsiakalos: Reaktionen auf Behinderte im Lichte der Ethologie. In: Jahrb. f. Psychopath. u. Psychother., VI/1986, 12-28

Vessey, S.H.: Interactions between free ranging groups of rhesus monkeys. In: Folia primat, 8, 1968, 228 - 239

Vogel, F.: Sind Rassenmischungen biologisch schädlich?. In: H. Seidler und A. Soritsch (Hrsg.): Rassen und Minderheiten. Schriftenreihe Sozialanthropologie Bd. 1, Liters Verlag Wien, 1983 (b), 9-20

Wade, T.D.: The effects of strangers on Rhesus monkey groups. In: Behaviour, LVI 3 - 4, 1976, 194 - 214

Wilson, E.O.: Sociobiology -The New Synthesis. Belknap Press, Cambridge, Massachusetts 1975